№. 24. Schlesische 1844.



Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 13. Juni.

(Eingesandt.)

Die schlechte Presse.

Motto:
Solcher Mißbrauch der Presse, wie er sich in der jüngsten Zeit in unserm lieben Vaterlande leider immer in der Richtung verläumdender, die Gesinnung der größern Gutsbesitzer gegen ihre Ortseinsassen verdächtigender Polemik herausstellt u. s. w.

Schles. Chronik Nr. 42.

Denk' ich an die schlechte Presse,
Ach wie wird mir da so flau!
Dieses Scheusal stellt uns Alle
Wie wir wirklich sind — zur Schau! —

Ja, sie gleicht dem grimmen Tiger
Nicht dem unschuldvollen Lamm,
Denn sie scheeret Groß und Kleine,
Alle über Einen Kamm.

Sie bekritelt alle Stände,
(Wie ihr aus Erfahrung wißt)
Deren Thun nicht frei von Makel
Oder einem Ränkchen ist.

Solch ein Wesen hol' der Teufel!
Das verlangt, daß Jeder brav
Und nach Recht und Pflichten handle,
Er sei Bettler oder — Graf! —

Die Wolfsgrube.

(Novelle von Julius Krebs.)

(Fortsetzung.)

Da stand der brave Mann noch einmal in starrem Hinbrüten. Doppelt prostituirt sah er sich: als Geschäftsmann und als Ehegatte; er, mit seiner vorwurfsfreien, bisher so beglückten Thätigkeit, mit seinem edeln, vertrauenden Herzen! Gefällige Zwischenträger erzählten ihm: Wie erstaunt auch seine besten Freunde in der Stadt wären über die arge Täuschung hinsichts seiner pecuniären und ehelichen Verhältnisse, und er sah im Geiste die kalten, herzlosen Gesichter, die ihn den Unglücklichen, jetzt überall empfangen würden, auch wenn es ihm gelungen wäre, seine merkantilische Ehre noch dürftig zu retten. Denn er kannte ja diese erbärmliche öffentliche Meinung, die auf den scheinbar Gefallenen sogleich hohnlachend einen Stein wirft, auf den wirklich Gestürzten aber zwei. Er wußte, daß dies wetterwendische Tribunal nur nach

Erscheinung und Erfolg, nimmer aber nach der Gesinnung richtet.

Er bezwang jetzt für den Augenblick, mit männlicher Festigkeit, den fortdauernden stechenden Schmerz, den ihm die Natter Treulosigkeit bereitete, und war bemüht, mit kaltem Auge seine wirren Verhältnisse zu übersehen, welche der Diebstahl angerichtet, um zu einem letzten Resultat und dann zu einem Entschluß zu gelangen. Zweierlei war ihm hier tröstlich. Er dankte in seiner finstern Stimmung Gott zunächst innig, daß er vor einigen Monaten ihm sein liebes Söhnchen durch eine tödtliche Zahnkrankheit geraubt; denn er nahm an, daß sein verbrecherisches Weib auch troz der Stimme des Muttergefühls dem Buhlen gefolgt sein würde, und um wieviel mußte das Gefühl seines Schmerzes niederdrückender sein, wenn der mutterlose holde Knabe jetzt hülfeschreiend in seinen Armen geruht hätte, in den Armen des brod- und obdachlosen Vaters! Dann fand er, daß im stürmischen Drang des Augenblicks zwar der gänzliche Mangel baren Geldes ihn rettungslos zu Boden drückte, daß aber die Ueberweisung seiner noch außenstehenden Forderungen, seines Hauses und Waarenlagers nach dem mäßigsten Anschlage eine Concursmasse gab, welche seine Gläubiger vollkommen deckte. Er war ein Bettler, aber ein schuldenfreier; und ein edler Stolz drängte ihn nun, eine Stadt zu verlassen, wo er den Wechsel des menschlichen Geschicks auf eine fast fabelhafte Weise erfahren. Es drängte ihn hinweg, um seine Freunde von der Angst zu befreien, daß er ihnen nun lästig werden würde.

Ein kleines Sümmchen, welches eben einging, war mehr als hinreichend, die in den Tagen des Glücks sorglos aufgelaufenen, an sich unbedeutenden Nebenschulden zu tilgen, und der Rest war sein dürftiges Reisegeld. — Sein Entschluß war gefaßt. Weit, weit weg von hier wollte er, nach dem nachbarlichen öden Polen, wo Niemand den Heimathlosen und und sein ehemaliges Glück kannte. Es ruhten ja in seinem Kopfe so manche Kenntnisse, und vor allem besaß er ja eine so sichere Meisterschaft auf der Violine, daß er wohl ziemlich sorglos über die Schwelle seines neuen abenteuerlichen Schicksals schreiten konnte, indem er als Sprach- oder Musiklehrer seine Lebensbedürfnisse zu verdienen hoffte. Aber wenn er, von Jugend auf der Günstling des Glückes, dennoch auch jetzt jenen selbstständigen Muth, jenen edeln, beharrlichen Troz in sich zu entwickeln wußte, der den Mann auszeichnen soll vor dem zaghaften Weibe, wenn am nächtlichen umwölkten Horizont der Verhältnisse auch der letzte matte Hoffnungsstern verglimmt ist, — wer erdrückte den giftigen unsterblichen Wurm in seiner Brust, der durch Florentinen's bübische Täuschung einer so edeln, so vollströmenden Liebe, wie die seine, erzeugt wurde!

Der Abend dunkelte, als er in sein ödes Schlafzimmer trat, um aus der ihm noch gebliebenen Garderobe einen Reiseanzug und einige Kleider und Wäsche für das Wanderbündel zu wählen. Alles, was irgend von Werth schien, hatten die ängstlichen Gläubiger aus dem Kabinett wegschaffen lassen, und er war weit entfernt, irgendwie Einspruch zu thun, selbst wenn er es gekonnt. Eine unscheinbare Geige hing noch ruhig über seinem Bett; man hatte es nicht der Mühe werth geachtet, sie wegzunehmen. Aber dies geflickte Instrument war bisher nach Florentine Sebald's innigster Herzensschatz und in seinen Händen ein Zaubermittel, dessen er sich gar wohl bewußt war. Eine köstliche Cremoneser Geige war es, von einem berühmten Meister, für die er einst 100 Dukaten bezahlte. Ein Freudenblitz streifte bei ihrem Anblick durch die Grameswolken seines

Gesichts. Er nahm sie von der Wand, und apostrophirte mit sanfter Wehmuth: „Also du allein bist mir geblieben unter dem plötzlichen und unheimlichen Verschwinden alles dessen, was ich sonst mein nannte! Ich hoffe Du wirst es auch ferner sein. Komm, du Vielgeliebte, und nimm statt der zweiten, jetzt die leere erste, aber tiefschmerzende Stelle in meinem Herzen ein. Giebt es ein Heil- oder Linderungsmittel für diese brennende Wunde, so kann es nur die Musik sein, dieser holde Wahnsinn aus der räthselvollen Tiefe des Menschengeistes, diese allen Herzen zugleich verständliche und unverständliche Sprache, die bald mit fliegenden Flammen, bald mit Todeskälte zu zu ihnen redet."

Sebaldus nahm seine geliebte Geige in die eine, den Wanderstab in die andere Hand, und schritt getrost in die Nacht hinaus, einem nicht gar zu fernen, engen, waldbegränzten Thale zu, durch welches er zu der hohen Eule gelangen wollte, einem mächtigen, wie ein ungeheurer Grabhügel langhingestreckten Bergrücken. Hier, auf der hohen Gipfelfläche dieses Gebirgszuges, wollte er Abschied nehmen von seinem lieben Schlesien, und dann nach dem nahen Polen wandern. Ein ärmlicher Dorfkretscham nahm ihn für diese Nacht auf.

Der erwachende Sonntagsmorgen goß seine zauberischen Tinten über das ruhende Gebirge, von welchem die nächtlichen Nebel wie grollende, machtlose Geister hinwegzogen. Sebaldus stieg langsam durch den einsamen, dichten Wald zu dem Bergriesen empor, und sein Auge schweifte von einem Genußfelsen seiner Hochebene immer heiterer umher auf den farbigen, goldglänzenden Thälern mit ihren lebendigen, zahlreichen Dörfern und Städten, ihren Fabriken und Bleichen, umgeben von den dunkeln Waldstirnen der mächtigen Berge. Wieviel vereinzeltes, engbegränztes Leben und Wirken umfaßte hier oben der Blick als ein großes, frei entwickeltes Ganzes im Reiz der Romantik, in der Idee der Unendlichkeit! Sebaldus fühlte all' seine Freude, seinen Schmerz, sein ganzes bisheriges Leben in dieser hohen Morgenfeier wie gaukelnde Traumesschatten aus seiner Brust entweichen. Ach, Schlesien war so schön, so gut, so deutsch; und dieses schöne, gute, deutsche Land wollte er verlassen! Er dachte es mit feuchtem Auge, während seine Phantasie traurig über die dunkelgrünen und duftblauen Berge hinausschweifte nach der zweifellosen Ebene Polens mit ihren unheimlichen Kiefern- und Fichtenwäldern, mit ihren dürren Sandflächen und schmutzigen Judenschenken. Das Herz wurde ihm schwer bei dem öden, dürftigen Bilde; er fühlte, daß dies Herz noch nicht todt war, daß es noch lieben, daß es noch wünschen konnte. Und er liebte sein Vaterland, und wünschte drin zu leben und zu sterben, trotz der blutigen Kriegswolken, die eben über ihm sich zusammenzogen.

Vielleicht auch hier wirst Du ein heimathliches, wenn auch kümmerliches Plätzchen finden, hoffte er, und schritt abwärts den Thälern zu, die mit ihrer wimmelnden Thätigkeit in magischem Duftgewebe ihm zu Füßen lagen. Nach einigen Stunden gelangte er in ein Fabrikdorf, das mit seinem schönen hohen Grafenschloß, mit seinen stattlichen kaufmännischen Niederlassungen, mit seinen zerstreuten Weber-, Bleich- und Bauernhütten an einem lustig rauschenden Gebirgsstrom, meilenweit sich durch ein reizendes Thal hinzog. Es war Tannhausen, das liebliche Tannhausen, sein jetziger Wohnort.

In der Schenke hatte er, von den Bauern gequält, ein Stück auf seiner Geige gespielt. Die Leute waren außer sich! noch Keiner hatte jemals eine solche Fiedel gehört. Zufällig war auch ein gräflicher Kammerdiener, der etwas

*

Musik verstand, einer Bestellung wegen gegenwärtig. Er pries bei seiner Rückkehr voll Enthusiasmus den eben angekommenen, fremden Wundermann gegen den Grafen. Dieser wurde neugierig, und ließ Sebaldus rufen. Sein Spiel übertraf die kühnste Erwartung der eben versammelten Gesellschaft, und brachte ihm reiche Geschenke. Der Graf forschte nach des Virtuosen nähern Verhältnissen, und Sebaldus gab mit Verkleidung seiner ehelichen Erlebnisse einen kurzen Abriß derselben.

„Ich wünschte Euch bei mir zu behalten," sagte Jener; — „doch kann ich Euch im Augenblick Nichts als die eben dürftige Stelle des Schulmeisters anbieten, da ich ohne grobe Ungerechtigkeit keinen meiner höchst brauchbaren Beamten entlassen kann."

„Das verhüte Gott, daß ich Jemanden verdränge, Herr Graf," entgegnete Sebaldus und nahm die Stelle dankbar an. — Sie war freilich an sich, wie noch heute leider in vielen deutschen Länder, ein traurig dürres Hungerfeld, das jetzt durch den Krieg noch mehr ausgesogen wurde. Allein seine zauberische Geige verschaffte ihm eine reichliche Quelle des Erwerbs. Wer Violine lernen wollte, mußte sie von Sebaldus lernen, der übrigens erst hier, um unerkannt zu bleiben, diesen Namen mit seinem eigentlichen „Wangenheim" vertauschte. Kein Fest, kein Concert, keinen Ball gab der Landadel, oder die reiche Kaufmannschaft, wobei der geniale Schulmeister mit seiner Geige, seinen reizend elegischen Compositionen oder wunderbar lustigen Tanzstücken gefehlt hätte. Sebaldus war für die ganze Gebirgsgegend Nicolo Paganini und Johann Strauß in einer Person. Aber auch bei den jährlichen Festen der Landleute, die jedesmal deshalb eine Deputation an ihn abgehen ließen, spielte er seine eigenthümlichen rasenden Tänze, nach denen die jungen Bauern, wie von der Tarantel gestochen, göttlich froh umherwirbelten. Das ganze abgeschlossene, wehmüthige Wesen des Geigers wohnte dabei fast convulsivisch in seinem Instrument; seine ganze äußere Erscheinung hatte mit der Zeit überhaupt ein Anstrich von greller aber gutmüthiger Sonderbarkeit erhalten, und er war deshalb den Bauern halb ein Gegenstand großer Verehrung, halb eines gewissen geheimen Spottes, demzufolge ein Witzling den Namen „Fiedellieb" für ihn aufbrachte, der nach einer Reihe von Jahren aus dem Munde von Jung und Alt gehört wurde.

Eine so plötzliche, gewaltsame Erschütterung, wie die tief innersten Lebenselemente Sebald's erfahren, mußte seinem Charakter beinahe nothwendig eine andere Richtung geben, besonders unter den Umständen seiner jetzigen Existenz. Es galt bei ihm, was Jean Paul von einem seiner Charaktere sagt: die Zeit heilte nicht, sie entwickelte seinen Schmerz vielmehr. Er hatte nur Einmal geliebt, und diese Liebe war Florentine. Sie war zart diese Liebe, wie der erste Lichtanflug eines Morgenwölkchens; sie war glühend wie die künstlerische Andacht für das Schöne, sie war glücklich wie der kühne Himmelsthau eines Dichters. Und nun diese schmutzige, grobe Enttäuschung, dieses nüchterne, erbärmliche Erwachen! Es war Stoff zum Nachsinnen für ein ganzes Leben! Und in der That lebte Sebaldus mittelst seiner Geige sich ganz in seinen Schmerz hinein mit allen Schattirungen der Erinnerung, und das äußere Leben vermochte ihn wenig in Anspruch zu nehmen. Bei dieser beständigen Concentration seiner Innenwelt auf die einzige Idee der Vergangenheit, die nur das Unabweisliche in ihren Kreis zuließ, war es daher kaum zu bewundern, wenn Sebald's Ausdruck und Wesen in der Gegenwart ein wenig verworren und

eckig hervortrat, ja daß besonders in spätern Jahren, wie bei allen astracten Naturen, seine persönliche Erscheinung eine Beimischung von Cynismus bekam, der bei ihm durch die ekle Leidenschaft für die Tabaksdose noch bedeutend erhöht wurde; kurz, dieser edle, vielseitige Geist war untergegangen im ungestillten Schmerz einer Herzenswunde, wie im Druck der äußern Verhältnisse. Was ihn für den gewöhnlichen Menschen noch charakterisirte, war seine grimmige Soldatenfeindschaft. Sie, die in dem schmerzlichsten Wendepunkt seines ganzen Lebens wurzelte, war sprichwörtlich in der ganzen Gegend geworden; und doch hielt sie im letzten Kriege ihn nicht ab, einen jungen Husaren, den er hülflos, mit Wunden bedeckt und dem Tode nahe, in der Nähe des Schulhauses fand, bei sich aufzunehmen, und sechs Wochen bis zu seiner völligen Genesung zu verpflegen. Es war jener Robert, dessen Veronica so warm gedachte. So mächtig war der Drang des Menschenfreundes über das bittere dauernde Gefühl, daß Einer jenes Standes einst ihm mit der Liebe, Treue und Ehre seines Weibes Alles geraubt hatte.

Drei und zwanzig Jahre waren seitdem vergangen, und nie war eine Nachricht von Florentinen oder ihrem Verführer in seine stillen, abgeschlossenen Berge gedrungen. — Er hatte nicht wieder geheirathet; Veronica war nur seine Adoptivtochter, eine verlassene Waise, die er in noch zartem Alter zu sich genommen, um neben seiner Geige doch noch Etwas lieben zu können, und ein menschlich Herz mit Liebe oder Dankbarkeit an sich zu fesseln. Sebald war nicht so dürftig, als er schien, und besonders während des Krieges vor den raublustigen Soldatenhorden scheinen mußte. Er hatte bereits bei seinen herabgestimmten Bedürfnissen und dem oft reichlichen Ertrag seines außerordentlichen Talents ein schönes, rundes Sümmchen erspart, und wohlverwahrt, daß er einst der angenommenen Tochter als Aussteuer zu hinterlassen gedachte. Und diese Veronica, für die er arbeitete und sorgte, die eine für ihren Stand ausgezeichnete Erziehung erhielt, drohte jetzt, ihn jene Erfahrung noch einmal machen zu lassen, an der einst sein äußeres und inneres Glück zerfallen, ihm dieselbe Wunde, die unvernarbt, stillblutend fortschmerzte, an einer andern Seite seines Herzens zu schlagen!

(Fortsetzung folgt.)

Der gespenstische Bräutigam.

Wer jenen Theil des Odenwaldes durchwandert, dessen hohe Bergrücken sich zu den Ufern des Mainz herunterneigen, der kann noch jetzt auf einer der einsamsten und wildesten Höhen die mosige Spitze eines Wachtthurmes entdecken, der stolz über die hohen Eichen und Birken, die ihn umgeben, herunterblickt, wie dereinst seine mächtigen Besitzer auf die Burgen der benachbarten Edlen. Vor langen, langen Jahren erhob sich dort das Schloß des Barons von Landshort, aus dem Geschlechte der Katzenellenbogen, auf den, nebst den Trümmern ihrer Besitzungen, der volle Stolz seiner Ahnen übergegangen war. Ungeachtet die kriegerische Neigung seiner Vorfahren sein Erbtheil sehr geschmälert hatte, strebte der Baron dennoch, den frühern Glanz der Familie aufrecht zu erhalten. Die Zeiten waren friedlich, und der deutsche Adel hatte seine unbequemen alten Schlösser, die wie die Nester des Adlers an den Felsen hingen, verlassen, und sich bequemere Wohnungen in den Thälern gebaut; nur der Baron blieb stolz zurückgezogen in seinem kleinen Neste, alle alten Familienzwistigkeiten festhaltend; weshalb er mit mehreren seiner Nachbarn zer-

fallen war, weil die Urgroßväter im Streit gelebt hatten.

Der Baron hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter; doch die Natur weiß oft, wenn sie nur ein Kind gewährt, einen Ersatz dafür zu geben, indem sie es zu einem Wunder ausbildet; so war es mit der Tochter des Barons. Alle Wärterinnen, Basen und Nachbarn versicherten den Vater, daß ihre Schönheit in Deutschland nicht ihres Gleichen fände, und wer konnte dieses besser beurtheilen? Sie war unterdessen sorgfältig unter der Aufsicht zweier unverheiratheten Tanten erzogen, die ihre früheren Jahre an kleinen deutschen Höfen verlebt hatten, und erfahren waren in allen Zweigen der Wissenschaft, die zur Erziehung einer jungen Dame gehörte. Unter dieser Leitung ward sie ein Wunder von Vollkommenheit. Als sie achtzehn Jahre zählte, konnte sie herrlich sticken, und hatte auf Tapeten ganze Geschichten von Heiligen genäht, deren Gesichter einen so seltsamen Ausdruck trugen, daß sie wie Seelen im Fegfeuer anzuschauen waren. Sie las mit geringer Anstrengung und hatte manche Kirchenlegende und die Ritterthaten des Heldenbuchs treulich durchbuchstabirt. Sogar im Schreiben hatte sie Fortschritte gemacht, sie unterschrieb ihren Namen, ohne ein Zeichen auszulassen, und so leserlich, daß die Tanten ihn ohne Brille entziffern konnten. Sie wußte die zierlichsten Tänze jener Zeit auszuführen, spielte artige Lieder auf der Harfe und Zither, und konnte die beliebtesten Balladen der Minnesänger auswendig hersagen. Da die Tanten in ihren jungen Tagen große Koketten und Modedamen gewesen, so waren sie vorzüglich geeignet, die Nichte unter der strengsten Zucht und wachsamsten Aufsicht zu erziehen; denn es giebt keine klügere und unerbittlichere Duenna, als eine verjährte Kokette. Das Mädchen durfte sich nicht einen Augenblick von ihnen entfernen, und verließ den Bezirk des Schlosses nicht anders, als wohl begleitet und wohl bewacht; hörte beständige Vorlesungen über strenge Sitte und unbeschränkten Gehorsam, und was die Männer anbelangte, so wurde ihr gelehrt, sie so fern zu halten, ihnen so wenig zu trauen, daß sie ohne besondere Erlaubniß dem schönsten Kavalier von der Welt keinen Blick gegönnt hätte, selbst wenn er zu ihren Füßen gestorben wäre. Die guten Wirkungen dieses Systems waren sichtbar; die junge Dame war ein Muster von Gehorsam und Schicklichkeit. Während andere ihre Reize den Augen der Welt zur Schau trugen, und von jeder Hand gepflückt und zur Seite geworfen werden konnten, erblühte sie schön, in frischer, anmuthiger Jungfräulichkeit, unter dem Schutze alter Damen, wie die Rosenknospe unter den schützenden Dornen. Die Tanten blickten mit Stolz und Selbstgefälligkeit auf sie, und schwuren, daß, wenn alle jungen Mädchen Fehltritten unterworfen seien, nichts von dieser Art der Erbin von Katzenellenbogen begegnen könne.

So spärlich auch die Natur den Baron Landshort mit Kindern begabt hatte, so war sein Hausstand darum nicht klein, da ihn die Vorsehung mit einer großen Menge Verwandten beschenkte. Sie besaßen alle dieselbe Neigung, die dürftigen Angehörigen eigen ist, sie waren dem Barone wunderbar ergeben und versäumten keine Gelegenheit, in Schwärmen das Schloß zu belagern. Alle ihre Familienfeste feierten die guten Leute auf Unkosten des Barons, und wenn sie sich gesättigt hatten, erklärten sie, daß es auf Erden nichts köstlicheres gäbe, als diese Familienzusammenkünfte, dieser Jubel verbundener Herzen. Der Baron, wenn auch ein kleiner Mann, hatte doch eine große Seele, und das Bewußtsein, der bedeutendste Mann in der engen Welt, die ihn

umgab, zu sein, entzückte ihn. Gern erzählte er lange Geschichten von stolzen Kriegern, deren Bilder grimmig von den Wänden herabschauten, und er fand keine Zuhörer, die sich mit denen vergleichen konnten, die an seinem Tische schwelgten. Er war dem Wunderbaren sehr ergeben, und nichts konnte seinen Glauben an übernatürliche Sagen erschüttern, die in den Bergen Deutschlands einheimisch sind. Der Glaube seiner Gäste übertraf oft noch den seinigen. Sie horchten auf diese Geistergeschichten mit offenen Augen und offenem Munde, und verfehlten nie auf's Neue zu staunen, wenn sie sie auch schon hundert Mal angehört hatten. So lebte der Baron von Landshort, das Orakel seiner Tafel, der unumschränkte Monarch in seinem kleinen Territorium, glücklich in der Ueberzeugung, der weiseste Mann seiner Zeit zu sein.

In dem Augenblicke, von dem meine Erzählung handelt, war eine große Familienzusammenkunft auf dem Schlosse, eine Sache von der größten Wichtigkeit betreffend. Es war, um den bestimmten Bräutigam der Tochter des Barons zu empfangen. Eine Unterhandlung zwischen dem Vater und einem alten Edelmann aus Baiern war angeknüpft worden, um den Glanz ihrer Häuser durch die Verbindung ihrer Kinder zu vereinigen. Mit dem gehörigen Anstande waren die Einleitungen getroffen worden; die jungen Leute wurden verlobt, ohne sich je gesehen zu haben, und die Zeit der Trauung festgesetzt. Der junge Graf von Altenburg wurde von dem Heere zu diesem Zwecke zurück berufen, und war eben auf dem Wege, um seine Braut heimzuführen. Von Würzburg, wo er im Augenblick durch eine Unpäßlichkeit zurückgehalten wurde, sandte er eine Botschaft ab, um Tag und Stunde seiner Ankunft zu melden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Die Königin Pomaré.) Die von den Franzosen entthronte Königin der Gesellschaftsinseln, Pomaré, pflegte sich auf folgende Weise zu amüsiren: Wenn das Wetter gut ist, und es ist auf der Insel Otaiti beinahe stets gut, so lauft sie querfeldein und hascht nach den von Blume zu Blume fliegenden Schmetterlingen. Sobald sie sich ermüdet fühlt, wirft sie sich am Meeresstrande unter einen Orangenbaum und ergötzt sich durch den Anblick der Kähne, die sich auf dem Schaum der Brandung, vor der Sonne in allen Farben spielend, wiegen. Oft besucht sie ihre Nachbarn um mit diesen zu plaudern und von ihren saftigen Früchten zu essen. Ihr Gemahl ist — ihr Gemahl, nicht König. Sie liebt ihre Kinder außerordentlich. Wenn sie zu Hause bleibt, widmet sie ihnen jede Sorgfalt und spielt mit ihnen, als ob sie ebenfalls noch ein Kind wäre. Nachdem raucht sie Tabak, künstelt an ihrem Haarputz, athmet den Duft der Blumen ein, sieht Bilderbücher durch, oder musicirt sich mit höchst eigenen Händen etwas auf einer Drehorgel vor, die sie vom französischen Admiral zum Geschenk erhalten hat. Die Insulaner finden diese Art von Musik entzückend. Ein ander Mal läßt sie auch wohl den Gatten mit dem Gewehr exerciren und commandirt selbst zur Ladung in 12 Tempi, oder sie liegt mit ihren Cousinen bequem auf den Matten, wo dann nur ein allzufreies Gespräch stattfindet, da die kupferfarbenen Hoheiten von Anstand nichts wissen. Daß ihre Majestät bei dieser Lebensweise nicht vom Spleen attakirt werden versteht sich von selbst.

In Frankreich ist ein Mittel erfunden worden, den häufig vorkommenden Brand von Schornsteinen unschädlich zu machen. Es wird

nämlich im untern Drittel des Schornsteins eine eiserne Fallthüre angebracht, die ein starkes Strohseil offen erhält. Das ausbrechende Feuer verzehrt natürlich zuerst dies Seil und wird von der herabfallenden Eisenplatte erstickt.

Tags-Begebenheiten.

Reichenbach. In dem benachbarten Dorfe Peterswaldau haben am 4. und 5 d. M. Auftritte stattgefunden, wie sie bisher in Schlesien noch nicht vorgekommen sind. Ein großes reiches Kaufmannshaus hatte die Löhne der Weber, gegen frühere Zahlungen bedeutend herabgesetzt, was den Unwillen derselben erregte. Mehrmals hatten sie dies geäußert und um bessere Preise für ihre Arbeiten gebeten. So geschah es daß sie, als sie am 4. Juni ihr Gesuch wiederholten und abermals abschläglich beschieden wurden, im Verein mit Webern anderer Fabrikdörfer, nach dem genannten Kaufmannshause zogen, vor demselben ein Spottlied sangen, dann die Fenster der Fabrik einwarfen, und hierauf diese, so wie die zu derselben gehörigen Gebäude, fünf an der Zahl, völlig zerstörten. Die erbitterten Weber zertrümmerten nicht allein sämmtliche in den Häusern vorgefundenen Meubles und Geräthschaften, Betten, Kleidungsstücke u. s. w., sondern vernichteten auch das sehr reichhaltige Waarenlager roher und fertiger Stoffe oder gaben es der Menge Preis. Dies währte vom Abend des 4. bis nach Mitternacht. Die Eigenthümer der Fabrik suchten mit ihren Familien sich in Sicherheit zu bringen und begaben sich hierher. Die Weber setzten am Morgen des 5. ihr Zerstörungswerk fort und deckten sogar einen Theil der Dächer ab, worauf sie sich, nachdem ihre Rache gesättigt war, entfernten. Bald nach ihrer Entfernung traf Militär von Schweidnitz ein, welches man von dort erbeten hatte. Dasselbe kam jedoch zu spät auf dem Schauplatz an und bei der Räumung des Gehöftes wurde leider ein Mann, der, wie man sagt, keinen Theil an diesen Auftritten genommen hatte, durch den Bajonetstich eines Soldaten in die rechte Seite dergestalt verwundet, so daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Als das Militär erschien, war Alles bereits zerstört, und außer einigen Personen, die handgemein wurden, befanden sich nur ruhig dastehende Zuschauer auf der Straße des Dorfes. So endete der zweite verhängnißvolle Tag in Peterswaldau. Das Militär marschirte hierauf zum Theil nach Langenbielau, wohin die Masse der Weber gezogen war, und auch noch anderweitiges Militär sich befand. Da die Weber auch hier drei Fabriken-Etablissements zerstörten, nachdem die Aufforderung des Kommandirenden: „von ihrem Vorhaben abzulassen," nichts gefruchtet hatte, so ließ dieser, als jene mit Steinen geworfen, Feuer geben, wodurch 13 Weber getödtet und Mehre, theils schwer, theils leicht verwundet wurden. Der Abend machte dem Kampf ein Ende. Die Weber zogen sich in die Berge und Gebüsche zurück und das Militair bewachte den Ort. Auch in Reichenbach bewachte die Bürgergarde die Stadt, um jede Ruhestörung zu verhindern. Am 6. Juni Morgens um 3 Uhr traf, auf ergangene Requisition des Königlichen Hochwohllöbl. Landräthlichen Amtes ein Bataillon des 7. Infanterie-Regiments nebst 4 sechspfündigen Geschützen aus Schweidnitz in Langenbielau ein und besetzten das große weitläuftig gebaute Dorf. Schon vor dem Einrücken der Truppen hatten die Tumultuanten sich zurückgezogen; wohin? wußte Niemand. Nach Peterswaldau ist eine Füselier-Kompagnie des 23. Infant.-Regts. detaschirt, eine andere beschützt die bei Langenbielau stationirte Artillerie. Gegen 8 Uhr Abends rückten 2 Eskadrons des 4. Husaren-Regiments aus Strehlen in Reichenbach ein, deren Dislokation bis jetzt dahin bestimmt worden, daß eine Eskadron in Reichenbach und die andere in Bertholdsdorf und Güttmannsdorf Standquartiere beziehen soll. An die insurgirenden Weber ist von dem Kommandeur des Bataillons vom 7. Infanterie-Regiments, Herrn Major v. Schlichting und dem Herrn Grafen v. Sandreczky-Sandraschütz ein Aufruf erlassen worden, zu ihrer Pflicht als ruhige Einwohner und Arbeiter zurückzukehren. — Gegen Mittag des heutigen Tages (6. Juni) trafen Se. Excellenz Wirklicher Geheimerrath und Oberpräsident von Schlesien Herr Dr. v. Merckel hier ein, und fuhren bald nach ihrer Ankunft nach Peterswaldau und Langenbielau, von wo Se. Excell. wieder hierher zurückkehrten. — Die sämmtlich hier und in der Umgegend stationirten Truppen, stehen unter dem Kommando des Chefs des Generalstabes, Herrn Gen.-Major v. Staff.